

Karl Völker

1796 - 1884

---

30 Jahre

Schlossherr auf Heerbrugg

---

Ein Lebensbild

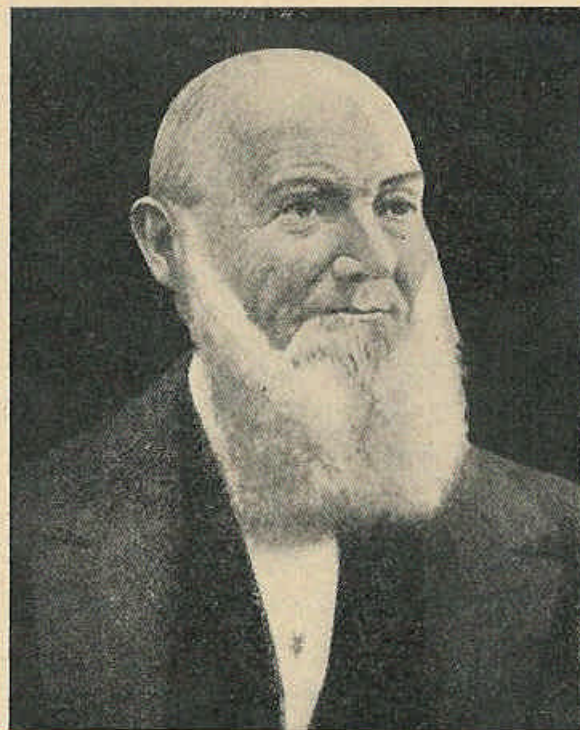
von

Jakob Boesch

Lippenberg und Hund  
Lütz - Befallung  
als Opfern mit 1960  
von Jakob Kumpf

Separatabzug aus dem Jahrbuch „Unser Rheintal 1960“

Geschenk von Elisabeth Lutz  
an ihre Tochter Elisabeth  
und Peter von Ratz 02. März 05



Ein Bildnis Karl Völkers  
aus seinen letzten Lebenstagen



Im Frühjahr 1959 hat die Gemeindebehörde von Au einer Anregung des Verkehrsvereins Heerbrugg stattgegeben und einen neuen Strassenzug im nordwestlichen Quartier von Heerbrugg „Karl Völkerstraße“ benannt. Darob unmutiges Kopfschütteln und die mißgelaunte Frage: „Wie kommt man dazu, einer neuen Straße den Namen eines sozusagen unbekanntes Mannes zu geben?“ Ortskundige aber freuten sich über die dem „großen Unbekannten“ erwiesene Ehrung. Damit auch die Enttäuschten die unabdingbare Berechtigung dieser Namengebung zu erkennen vermögen, zeichnen wir hier das Lebensbild des Mannes, der zu den Grundsteinlegern der machtvoll aufstrebenden Dorfschaft Heerbrugg gezählt werden muß.

## WERDEN UND WACHSEN

In Karl Völkers Adern rollte Soldatenblut. Kurz vor der Wende des 18. Jahrhunderts in dem anmutigen Thüringerstädtchen Eisenach, am Fuße der hochgetürmten Feste Wartburg geboren, fiel seine Jugend in die bewegten Zeiten, da Napoleon Bonaparte die Völker Europas unter seine harte Fuchtel zwang. Der Großvater Völker hatte sich vorzeiten am Gymnasium von Eisenach ein ausgezeichnetes Reifezeugnis geholt. Aber die Geldmittel zum Hochschulstudium fehlten. Der sehnige Jüngling wurde Soldat und zeichnete sich im „Siebenjährigen Krieg“ unter dem Preußenkönig Friedrich dem Großen dermaßen aus, daß er zum Hauptmann befördert wurde. Als das blutige Ringen zu Ende war, gedachte sich Völker weiterhin dem Militärdienst zu verschreiben. In Friedenszeiten war jedoch für Offiziere bürgerlicher Herkunft kein Platz, mochte sich einer auf dem Schlachtfelde auch noch so tapfer geschlagen haben. So blieb denn dem „königlichen Hauptmann“ nichts anderes übrig, als das Gewerbe eines Handwebers zu ergreifen, wenn er mit seiner vielköpfigen Familie nicht Hungers sterben wollte.

Der älteste Sohn Karl zeichnete sich ebenso durch eine überdurchschnittliche Begabung aus und schloß seine Gymnasialzeit nicht minder rühmlich ab als einstmals der Vater. Aber auch jetzt waren die Geldmittel zum Studium an einer Hochschule nicht flüssig zu machen. Der bildungshungrige Jüngling wandte sich notgedrungen ebenfalls dem Soldatenberuf zu und brachte es in den Kämpfen gegen die Franzosen



zum Feldweibel. Nach Kriegsschluß versperreten ihm, dem einfachen Bürger, die „schnauzbärtigen adeligen Jungker“ den wohlverdienten Aufstieg ins Thüringische Offizierskorp. In seinem gerechten Zorn über diese unverdiente Zurücksetzung wurde der schneidige Feldweibel Völker beim Herzog vorstellig und warf ihm die Uniform kurzweg vor die Füße. Der überraschte Fürst zeigte indessen für diese ungewohnte, wenig respektvolle „Beschwerdeführung“ volles Verständnis. Um dem temperamentvollen Feldweibel und seiner dutzendköpfigen Familie eine ausreichende Existenz zu verschaffen, machte ihn der Herzog zum wohlbestallten „herzoglichen Kastellan“ auf der Wartburg. Völker arbeitete sich gründlich in das ungewohnte Führeramt ein und verstand es, dank seiner Bildung und Begabung, den vielen Besuchern der Wartburg die Geschichte der stolzen Feste anschaulich und bildkräftig darzustellen.

An der Spitze der blühenden Kinderschar stand als Stammhalter der hochaufgeschossene Karl, — der dritte Völker dieses Namens. Gleich seinen unmittelbaren Vorfahren besuchte auch er das Eisenacher Gymnasium. Die Woche über hauste er beim Großvater im Städtchen und kehrte jeweilen nur am Sonnabend in den Schoß der Familie auf die Wartburg zurück. Die besorgte Mutter nutzte die wenigen Stunden seines Daheimseins nach Kräften aus, um ihren Aeltesten besonders in der Lehre des christlichen Glaubens zu unterweisen, denn sie wußte genau, daß der verbitterte Großvater als leidenschaftlicher „Freigeist“ für derlei Unterwei-

sungen nichts übrig hatte. Unermüdlich drang die Mutter darauf, daß ihr heißgeliebter Karl das „Unservater“, — das königlichste aller Gebete —, unverlierbar im Kopfe behalte. So ist es denn kein Wunder, wenn Karl Völker als Greis von 84 Jahren offen gesteht: „Ich vermöchte auch heute noch nicht einzuschlafen, ohne im Stillen mit Gefühl und Verstand das „Unservater“ zu wiederholen, das mich wie ein Schutzgeist durch mein langes Leben begleitet hat.“

In seinem webenden Großvater besaß der Enkel Karl einen vortrefflichen Lehrmeister der griechischen und lateinischen Sprache. Auch sonst verpaßte der alternde Mann keine Gelegenheit, den Gesichtskreis des wißbegierigen Enkels auszuweiten.

In der harten Zucht der Eisenacher Schule entwickelte sich der Junge zu einem der besten Schüler, der mit 16 Jahren sein Gymnasialstudium mit einer glänzenden Reifeprüfung abschloß. Leider durften weder Vater noch Großvater dieses schöne Ereignis erleben; ein jäher Tod hatte beide kurz vorher abberufen. Zeit lebens war in den beiden Männern die Wunde, die ihnen ein herrischer Standesdünkel geschlagen hatte, nie ausgeheilt. Die ihnen zugefügte soziale Ungerechtigkeit hatte im Enkel Karl die Sinne geschärft. Er fühlte sich als Treuhänder seiner unmittelbaren Vorfahren und gelobte, nie müde zu werden im Kampfe für Freiheit und Recht. Also hochgestimmt siedelte Karl Völker an die Universität Jena über, um sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu wid-



men, die ihm dereinst den Brotkorb reichen sollte.

### STUDENT UND TURNER

In diesen Jahren erdröhnte die Erde Europas unter dem Sturmschritt der napoleonischen Heere. Das Kriegsglück hatte dem wagemutigen Korsen Napoleon Bonaparte die Steigbügel gehalten, damit er sich in den Sattel eines allgewaltigen Herrschers setze. Das brüchig gewordene „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ brach unter den unerbittlichen Schlägen Napoleons kläglich auseinander. Die vordem sich so selbstherrlich fühlenden deutschen Fürsten beugten sich in kriecherischer Unterwürfigkeit vor dem übermächtigen Emporkömmling bürgerlicher Herkunft. In Berlin bestieg Johann Gottlieb Fichte, — der gelehrte Sohn eines armen Leinenwebers —, die Lehrkanzel und hielt seine flammenden „Reden an die deutsche Nation“. Zur selben Zeit scharte der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn die deutsche Jugend um sich, „damit sie wie in der Urväterzeit wiederum geschickt sei, die Glieder zu rühren“. Die Leibesübungen sollten den deutschen Jüngling zum kernhaften Manne erziehen. Mit überschäumender Begeisterung reihte sich der Student Karl Völker in die Scharen „im weißen Gewand“. Er erkannte blitzartig, daß auf dem Boden der Turnerei das Holz geschnitzt wurde, aus dem die künftigen Streiter zur Befreiung von fremdem Joch hervorgehen sollten. Als 1813/14 die „Große Armee“ Napoleons auf den endlosen Ebenen Rußlands bis auf kärgliche Reste ver-

blutete, verhungerte und erfror, ermannte sich das schamlos geknechtete Volk der Deutschen und stand wie ein Mann auf wider seinen Unterdrücker. Ohne zu zögern, eilte Karl Völker mit seinen Studien- und Turnerfreunden unter die Fahnen und drang mit dem beharrlich vorwärts stürmenden Heer bis tief nach Frankreich hinein.

Als der Korse endlich und endgültig niedergelungen war, kehrte Völker zur Weiterführung seiner Studien nach Jena zurück. Neben der Rechtskunde vertiefte er sich mit wachsender Lust und Freude auch in die Geschichte und in verschiedene Zweige der Naturwissenschaften. Seine ganze Freizeit aber gehörte dem Turnen, in dem er es innert kurzer Zeit zu einer unbestrittenen Meisterschaft brachte. Er trat an die Spitze der Jenaer Turnerschaft, deren Leistungen weit in den Landen bestaunt und bewundert wurden. Nach einem von weither besuchten „Schauturnen“ erhielt Völker einen Ruf an die Universität Tübingen zur Leitung des Turnens an der Hochschule. Völker griff ohne Zaudern zu, war die Stelle doch mit 700 Gulden besoldet, was ihm erlaubte, seiner Mutter mit ihrer großen Kinderschar helfend unter die Arme zu greifen. Außerdem fühlte sich der kraftgeladene Völker viel mehr zum Lehramt hingezogen als zur „trockenen Juristerei“.

Es währte nicht lange, begann man in Tübingen einzusehen, daß man mit Völker den richtigen Mann an den richtigen Platz gestellt hatte. Nach seinen Weisungen wurde ein weiträumiger Turnplatz eingerichtet, den man mit zahl-



reichen Geräten ausstattete, die der regsame Turnlehrer größtenteils selber erfunden hatte. Neben den Studenten fanden sich auch Söhne von Kaufleuten und Handwerkern ein. Unermüdlich im Auffinden neuer Uebungen und abwechslungsreicher Turnspiele, vernachlässigte Völker die erzieherische Seite keineswegs. Unter munterem Marschgesang durchzog die Jungschare die waldumrauschte Umgebung Tübingens. Völker öffnete seinen Turnern das Auge für die landschaftlichen Schönheiten und vertiefte auf diese Weise die Liebe zur heimischen Scholle. Bei aller Fröhlichkeit und trotz jugendlichem Uebermut verlor Völker die Zügel nie aus den Händen. So war es denn nicht zu verwundern, daß die aufgeschlossene Bevölkerung der Musenstadt ihre helle Freude hatte an dem lustbetonten turnerischen Leben und Treiben. Niemand fiel es auch nur im Traume ein, daß in die taufrische Blütezeit des Tübinger Turnerlebens so bald schon ein tödlicher Reif fallen sollte.

#### BURSCHENSCHAFTER

Nach dem Sturze Napoleon Bonapartes ordneten die Gesandten der europäischen Großmächte auf dem „Wiener-Kongreß“ die staatlichen Verhältnisse, die durch Napoleon so arg durcheinandergeschüttelt worden waren. Unter der maßgebenden Führung des österreichischen Grafen Metternich sollten die Errungenschaften der französischen Revolution nach Kräften zurückgedrängt oder gänzlich ausgemerzt werden. Große und kleine Herren nahmen erneut ihre

frühere Stellung „als von Gott auserwählte Regenten“ ein, und das Volk erkannte mit Bestürzung, „daß es fortan wiederum nicht mehr sein sollte als eine große Herde, die einzig nach ihrer Kopffzahl gewertet wurde“. Wie sagte Fürst Metternich: „Es steht den Fürsten allein zu, die Geschicke der Völker zu leiten; sie sind für ihre Handlungen niemandem verantwortlich außer Gott!“

Das war scharfer Pfeffer für den großen Harst der deutschen Studenten und Turner, die geglaubt hatten, durch ihren Kampf und Sieg den Baugrund für ein neues geeintes Deutschland bereitet zu haben. Der durch den „Wiener-Kongreß“ aus der Taufe gehobene „Deutsche Bund“ war nichts anderes als ein aus drei Dutzend Fürstentümern zusammengeflicktes Machwerk, das unter österreichischer Führung allem Volk eindrücklich klar machte, „für welch ein Nichts“ es vordem geblutet hatte.

Turner und Studenten sahen sich um die Früchte ihrer Waffentaten schmählich betrogen. In heller Entrüstung schloß sich die akademische Jugend zu „Burschenschaften“ zusammen und schrieb die Einheit des deutschen Vaterlandes auf ihre schwarz-rot-goldene Fahne. Von Wien aus verfolgte Graf Metternich mit Sperraugen die Geschehnisse auf deutschem Boden. Der in Frankfurt am Main lebende, in russischen Diensten stehende Legationsrat und Dichter Ferdinand von Kotzebue übergießte die Burschenschaften kübelweise mit Spott und Hohn. Diese Unbill zu rächen, machte sich von Jena aus der Student Karl Ludwig Sand auf den Weg



nach Frankfurt und stieß dort dem niederträchtigen Kotzebue den Dolch mitten ins Herz. Augenblicklich griff Metternich ein und berief die Minister des „Deutschen Bundes“ nach Karlsbad. Dort malte er den erschrockenen Staatsmännern die Lage in den düstersten Farben und erhielt unumschränkte Vollmacht zur Durchführung der schärfsten Maßnahmen: Aufhebung der deutschen Burschenschaften, Brandmarkung der Farben schwarz-rot-gold als Zeichen des Umsturzes; Knebelung des gesprochenen und geschriebenen Wortes durch eine unerbittlich zupackende Zensur. Um jede freiheitliche Regung gleichsam im Keime zu ersticken, spannte Metternich über ganz Europa das engmaschige Netz eines raffiniert aufgezogenen Spitzeldienstes aus. Auf diese Weise glaubte man höheren Ortes, die schwelende Glut freiheitlicher Erhebung gründlich auszutreten.

Durch Herkommen und Erbe konnte Karl Völker nichts anderes sein als ein „Vollblutburschenschafter“. Auf dem Boden dieser Vereinigung wollte er die von seinen Vorfahren übernommene Rechnung einlösen. Die „Karlsbader-Beschlüsse“ gefährdeten seine Stellung. Aber die württembergische Regierung rührte keine Hand gegen ihn. Da brachte die Untersuchung des „Falles Sand“ überraschend an den Tag, daß Völker zum engeren Freundeskreis des Attentäters zählte. Die in Mainz tagende Untersuchungskommission beschäftigte sich eingehend mit dem verdächtigen Tübinger Turnlehrer. Aufgefordert, den schwer Belasteten auszuliefern, verlangte die Regierung handgreifliche Beweise

seiner Schuld. Als nachträglich festgestellt werden konnte, der Attentäter Sand sei auf seiner Reise an den Tatort bei Völkers Mutter in Eisenach zugekehrt, erschien die sehr berüchtigte „schwarze Kommission“ in Tübingen und unterzog Völker volle vier Wochen lang einem tagtäglich viele Stunden dauernden Verhör, ohne indessen auch nur den Schein einer Mitschuld ans Licht zu fördern. Dennoch wurde das Auslieferungsbegehren in drohendem Tone wiederholt. Da bekamen es die Württemberger mit der Angst zu tun, drückten ihrem Turnlehrer ein „ehrendes Zeugnis“ samt 50 Goldstücken in die Hand und ersuchten ihn, den Staub Tübingens so rasch als möglich von seinen Füßen zu schütteln. Völker war wie vor den Kopf geschlagen. Was sollte aus seiner bedürftigen Mutter, — was aus seiner Geschwisterschar und was aus ihm werden? Den uralten Bergmannsspruch auf den Lippen: „Aufgeschaut, — auf Gott vertraut!“ lenkte der geächtete Mann seine Schritte der freien Schweiz zu. Mit dem Gefühl unsagbarer Erleichterung betrat der Flüchtling unweit von Schaffhausen den rettenden Schweizerboden und schrieb noch am selben Abend in sein Tagebuch:

„So hab' ich endlich dich errungen  
nach mancher Stunde bitteren Leids.  
Ans Herz nun drück ich dich, — umschlungen  
mit Geistesarmen, . . . teure Schweiz!  
Hier weht der Odemzug der Ahnen;  
hier rauscht der Freiheit Adlerflug;  
hier wohnt ein Brudervolk, . . Germanen, . .  
vom Stamm, . . . der Sieg und Ehren trug!“



## GEHETZT UND VERFOLGT:

Mit Karl Völker hatten sich auf andern Wegen weitere deutsche Burschschafter in die Schweiz geflüchtet. Dem Würgegriff der Metternichschen Schergen glücklich entronnen, trafen sich die Flüchtlinge in Aarau und hielten Ausschau nach einer Tätigkeit, die ihnen das kärgliche Brot der Fremde verschaffen sollte. Während Karl Follen und Wilhelm Snell an der Churer Kantonsschule einen Lehrauftrag erhielten, kam Völker an das von Emanuel von Feltenberg geleitete Institut in Hofwil, wo gar bald das deutsche Turnen die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zog. Bald holten die Churer den Bahnbrecher der neuartigen Turnerei an ihre Kantonsschule, wo er auch noch Unterricht in Latein, Geschichte, Geographie und Deutsch zu erteilen hatte. Völker schätzte sich glücklich, eine ihn in allen Teilen befriedigende Stellung gefunden zu haben. Er nahm Wohnsitz im behäbigen Hause des Oberzunftmeisters Jeklin, dessen älteste Tochter er nach Jahresfrist an den Traualtar führte. Die junge Frau brachte eine gediegene Aussteuer und etliche Tausend Gulden in barer Münze in die Ehe, so daß sich der Haushalt gut anließ, obschon der Herr Professor nur dürftig besoldet war. Völker sammelte die Kantonsschüler auch in der schulfreien Zeit um sich. Durch den Einbezug von Schießen und Fechten gestaltete er den Turnbetrieb zu einer militärisch abgestempelten Kadettenausbildung.

Aber nicht nur deutsche Flüchtlinge fanden in Chur Unterkunft. Auch die führenden Köpfe

der italienischen „Carbonari“, eines Geheimbundes, der sich die Befreiung Oberitaliens von der österreichischen Herrschaft zum Ziele setzte, hatten hier Unterschlupf gefunden. Kein Wunder, daß im Wintermonat 1820 die Gesandten Oesterreichs und Preußens beim Landammann der Schweiz vorstellig wurden, indem sie scharfe Maßnahmen gegen den „Demagogenkub“ in Chur verlangten, der sich unter dem Deckmantel der Turnerei mit Umsturzplänen befasse. Follen, Snell und De Prati, der Carbonariführer, machten sich schleunigst aus dem Staube. Völker aber blieb und verwaltete, ohne nach links noch nach rechts zu schauen, sein Lehramt zur besten Zufriedenheit der Behörden. 1824 kehrten bei ihm zwei Sendboten des „Deutschen Jugendbundes“ ein, der dieselben Ziele verfolgte wie die einst verbotenen Burschenschaften. Nach der Heimkehr der beiden „Jugendbündler“ kamen ihnen die Spürhunde Metternichs auf die Spur und unterzogen sie einem handfesten Verhör, wobei der Name Völker offen zutage trat. Unverzüglich forderte der preußische Gesandte nicht nur die Ausweisung, sondern die förmliche Verhaftung des gefährlichen Professors, der „seine Kadetten zu einer militärischen Bande abrichte und in verätherischer Geheimbündelei mache“. Chur war seit Jahren als Sammelbecken aller unruhigen Köpfe verschrien. Darum wollte man dieses Nest gründlich ausnehmen. Völker folgte den gutgemeinten Ratschlägen seiner Gönner und verzog sich in aller Stille in das abgelegene Scarital südlich von Schuls. Die findigen Ver-



folger erhielten irgendwie Wind von der Sache. Innert nützlicher Frist gewarnt, floh Völker über den Umbrail ins Veltlin, wandte sich alsdann dem Puschlav zu, erreichte während eines fürchterlichen Schneesturmes das Engadin und beinahe am Ende seiner Kräfte das Dörflein Parpan. Dort erwartete ihn sein Schwager Jecklin, geleitete den Halberfrorenen auf Schleichwegen nach Chur, händigte ihm dort einen falschen Paß und etwas Bargeld aus und ermöglichte ihm einen kurzen, herzerreißenden Abschied von der fassungslosen Gattin. Ueber Ragaz gelangte Völker an den Walensee, von dort nach Zürich und Basel und weiter über Straßburg nach Ostende. Ein schwerer Sturm zwang den gehetzten Flüchtling zu einer peinlichen Wartezeit von acht Tagen, nach deren Ablauf ihn endlich ein Schiff an die rettende Küste Englands brachte. Die Flucht war gelungen; Völker war frei.

#### SCHULMEISTER IN ENGLAND

Mit deutscher Beharrlichkeit ging Völker daran, die englische Sprache zu erlernen. Nach drei Monaten schon fühlte er sich sattelfest und eröffnete voll Zuversicht eine Privatschule, — ein Institut —, dessen Herzstück ein großer Turnplatz bildete. Die Sache ließ sich vortrefflich an; Völker rief seine Gattin zu sich, holte sie in Paris ab, und nach einer stürmischen Ueberfahrt setzten sie sich vereint an ihren neuen häuslichen Herd. Der große Andrang von Schülern bewog ihn, bei Everton das „Domingohaus“ zu kaufen, in das er kurz nach Neujahr

1826 mit 34 Zöglingen seinen Einzug hielt. Der lustbetonte, lebensnahe und anregende Unterricht, wirksam aufgelockert durch mannigfache turnerische Uebungen, zeitigte außergewöhnliche Erfolge. Der Ruf des Institutes verbreitete sich weit in der Runde, sodaß Völker unbesorgt in die Zukunft schauen durfte.

Leider vertrug seine Frau das feuchte, nebelreiche Klima ganz und gar nicht. Sie mußte wohl oder übel in ihre bündnerische Heimat zurückkehren. Als sich ihre jüngere Schwester mit dem Altstätter Schützenhauptmann Johann Jakob Kuster verheiratete, siedelte Frau Völker ebenfalls in das alte Marktstädtchen über. Gleichsam über Nacht zu einem einsamen Manne geworden, entschloß sich Völker, das Schweizerbürgerrecht zu erwerben. In seinem Auftrag erlegte der Schwager die Gebühr von 1000 Gulden, und Völker wurde Bürger von Altstätten. Nun war das Band mit der Heimat seiner Jugend endgültig zerschnitten. Diesem Schritt folgte bald ein zweiter: Der Schwager erhielt den Auftrag, das zum Verkauf ausgeschriebene Schloßgut Heerbrugg zu kaufen. Der Preis belief sich auf 3000 Gulden. Die Gebäulichkeiten bedurften einer umfassenden Erneuerung. Auch die zweckmäßige Möblierung verschlang eine Menge guten Geldes.

Im Jahre 1834 betrat Völker zum erstenmal das Schloß Heerbrugg, das sein „Sorgenheim“ werden sollte. Noch einmal kehrte er nach England zurück, brach dann aber im Frühjahr 1839 sein Zelt endgültig ab und schickte sich an, die gastliche Insel zu verlassen. Umsichtig rekrui-



tierte er eine Schar ausgewählter Zöglinge, die er nach Heerbrugg mitnehmen und dort schulen wollte. Ueber Paris führte die Reise ins Schweizerland, dessen Schönheiten der Professor nicht weniger genoß als seine begeisterten Schüler. In der Vollkraft seiner Jahre hielt hierauf der Dreiundvierzigjährige seinen Einzug auf Schloß Heerbrugg, das seine Gattin auf das Anmutigste herausgeputzt hatte.

### AUF SCHLOSS HEERBRUGG

Erstmals in seinem Leben sah sich Völker in der Geborgenheit eines eigenen Heims. Seine Geldmittel hatten allerdings nicht ausgereicht, um die sich unheimlich auftürmenden Kosten zu decken. Aber wohlhabende Gönner streckten ihm die fehlende Summe bereitwillig vor. Trotzdem wurde der Schloßherr dann und wann von beklemmendem Kleinmut befallen, wenn er seine finanzielle Lage einer Prüfung unterzog.

Professor Völker baute die Erziehungsarbeit völlig auf der Grundlage von Pestalozzis Gedankenwelt auf. Allem voran ging die Bildung von Herz und Gemüt. Jeder Tag wurde mit einer kurzen Bibellesung eingeleitet. Hierauf entwickelte der gewiegte Erzieher aus einem beliebig ausgewählten Vorkommnis des Alltagslebens eine lebenskundliche Unterweisung, mit der er seine im Alter von 15 bis 18 Jahren stehenden Zöglinge unfehlbar zu packen verstand. An jedem Monatsende wurden sorgfältig abgewogene „Zeugnisse in Worten“ angefertigt, damit die fern weilenden Eltern ein Bild erhielten von den Ergebnissen des Unterrichts.

Die Schüler stammten durchwegs aus reichen englischen Familien. Jeder Zögling bezahlte ein jährliches Schulgeld von 100 Pfund. Darin eingeschlossen war auch die Reise von und nach England. Der normale Aufenthalt dauerte zwei Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit begleitete Völker die „ausgeschulte“ Schar in ihre Heimat und warb dort eine „neue Garnitur“ an.

Daß im Völkerschen Institut dem Turnen ein breiter Raum gewährt wurde, versteht sich von selbst. Es bildete kein eigentliches Lehrfach. In kleinen „Portionen“ wurden die Leibesübungen in den Ablauf der Tagesarbeit eingeschoben, — auflockernd, lustbetont, zum Wetteifern lokkend. Völker tat freudig mit, denn das tägliche Turnen wurde ihm zum Quell neuer Kräfte bis ins hohe Alter hinauf.

Um die naturgegebene Eintönigkeit des Institutlebens sinnvoll zu unterbrechen, schaltete Völker öfters lange Fußwanderungen ein. Hie und da unternahm man auch eine Reise in die Ferne. Es wurde ein geräumiger Omnibus angeschafft, der neben der Schülerschar auch alles Gepäck aufzunehmen vermochte. Einmal wählte man als Ziel die oberitalienische Tiefebene. In Mailand angelangt, zeigte es sich, daß das Gefährt von allerhand „Unpäßlichkeiten“ angefallen ward, die behoben werden mußten. Aber schon anderntags erschien ein Polizeibeamter bei Völker und holte ihn aufs Polizeiamt. Dort wurde ihm unmißverständlich erklärt, „daß er den österreichischen Boden — (Oberitalien war damals im Besitze Oesterreichs) — ohne jeglichen Aufschub zu verlassen habe, ansonst er unge-



achtet seines schweizerischen Bürgerbriefes verhaftet werde“. Der Beamte hielt dem verdutzten Völker ein dick angeschwollenes Aktenbündel entgegen, auf dem ein „V“ prangte. Nun wußte Völker, was es geschlagen hatte. Gleichen Tags verließ der notdürftig reparierte Omnibus das ungastliche Italien und brachte seine Insassen ohne Gefährde auf sicheren Schweizerboden.

Kraft der bei den Eltern eingeholten Erlaubnis durften sich neun Zöglinge ein Reitpferd anschaffen. Bald wurde denn auch geritten, was das Zeug hielt; — landauf und landab, in die Kreuz und in die Quer, ganz so, wie Lust und Laune es dem übermütigen Jungvolk eingaben. Halsbrecherische Ritte die steilen Rebentreppe auf und ab wechselten mit wildverwegenen Jagden durch wohlgepflegte Wiesen und sorglich bestellte Aecker. Beinahe jeden Montag hagelte es Beschwerden und gesalzene Bußzetteln im Arbeitszimmer des Schloßherrn, der dem überbordenden Reiterleben ein rasches Ende bereitete.

Mit Vorliebe kehrten die jungen Engländer im Hause des Balgacher Schneidermeisters Hansjakob Schmidheiny ein, war dieser doch weit und breit der einzige Mann, mit dem man französisch parlieren konnte. Wenn Völker das „Soll und Haben“ seiner Institutsrechnung verglich, erkannte er, daß materiell herzlich wenig herauschaute. Als um 1850 herum seine beiden Hilfslehrer fortzogen, entschloß sich Völker, unter sein Institutsunternehmen den Schlußstrich zu ziehen. In England aber lebte das In-

stitut Heerbrugg samt seinem Leiter noch mehr als ein Menschenalter lang in dankbarer Erinnerung der ehemaligen Zöglinge fort, was den alternden Professor mit einer tröstlichen Genugtuung erfüllte.

#### FÖRDERER DER VOLKSWOHLFAHRT

Das Schloßgut Heerbrugg umfaßte 6 Jucharten Reben, 14 Jucharten fette Wiesen, 9 Jucharten Ackerland und 1 Juchart Wald. Um diese Grundstücke zweckmäßig zu bewirtschaften, bedurfte es eines ansehnlichen Aufgebotes an Hilfskräften aller Art. Unablässig ging Völker darauf aus, die Erträge der Landwirtschaft zu steigern; er pröbelte unentwegt zu Nutz und Frommen der Bauern, denen er tatkräftig aufhelfen wollte.

Große Erwartungen knüpfte er an die Zucht von reinrassigen Merinoschafen, deren Wolle geeignet zu sein schien, der Heimarbeit im Rheintal neuen Auftrieb zu geben. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß der Anfall von Wolle weit hinter den Berechnungen blieb, sodaß die so hoffnungsvoll begonnene Schafzucht als Verlustgeschäft abgeschrieben werden mußte.

Auch der Weinbau bereitete dem Schloßherrn nicht eitel Freude. Der durchwegs saure Wein fand nur mühsam Abnehmer; die Preise bewegten sich in einer erschrecklichen Niederung. Ein durchreisender Moselländer, namens Ludwig Gall, riet Völker, seinen „Säuerling“ mit einem Zusatz von Zucker und Wasser zu veredeln. Der Erfolg war bestechend; das „Gallisieren“



verhalf dem Wein zu einer wohltuenden Milde, und der Absatz ließ künftig nichts mehr zu wünschen übrig.

Immerfort blieb es ein ernstes Anliegen Völkers, den Frauen und Töchtern eine lohnende Heimarbeit zu vermitteln. Er ließ auf seinem Schloßgut hunderte von Maulbeerbäumen pflanzen. In einer Hütte, der man scherzhafterweise den hochtrabenden Namen „Seidenhaus“ gab, wurden Hürden aufeinandergeschichtet, zur Aufnahme der Seidenraupen bestimmt. Kaum grünte das erste Maulbeerblatt, wurde es gepflückt und den Seidenraupen auf den Hürden zum Fraß vorgeworfen. Der erste Gang warf 4 Kilo Puppen oder Cocons ab. Die davon abgehaspelte Rohseide zeichnete sich durch eine derartige Feinheit aus, daß dem glücklichen Ehepaar das Herz im Leibe lachte. Obwohl man rasch genug einsah, daß die Heerbrüggerseide mit den Erzeugnissen Oberitaliens und Südfrankreichs niemals in Wettbewerb treten konnte, gab Völker die Seidenzucht vorerst noch nicht auf. Als in den südlichen Ländern eine bösartige Seuche die Eierbestände fortlaufend vernichtete, wurden die gesunden Eier der Völkerschen Zuchtanstalt heiß umworben. Völker löste dafür einmal 3000 Fr., ein zweites Mal gar 3600 Fr. Die Seuche erlosch jedoch ebenso plötzlich wie sie aufgetaucht war, und die Ausfuhr der hochwertigen Seidenraupeneier nahm ein jähes Ende.

Mit wachsender Besorgnis stellte Völker Jahr für Jahr fest, daß auf den verwässerten „sauren“ Wiesen statt saftiges Gras nur minderwertige Streue wuchs. Er riet den Bauern, solche

Wiesen zu entwässern. Um die dazu notwendigen Tonröhren herzustellen, kaufte Völker in England eine Drainierrohrenpresse und ließ sie in seinem erweiterten Schafstall aufstellen. Die Arbeitsweise gestaltete sich jedoch so mühsam und zeitraubend, daß an allen Fingern abzuzählen war, daß bei diesem Geschäft nichts herauschaute. Zum Glück ging die Hütte beim vierten Brand in Flammen auf und machte einer neuen und zweckmäßigeren Anlage Platz, deren Erzeugnisse schlankweg abgesetzt werden konnten. — Abergläubische Bauern brachten dem „Drainieren“ ein großes Mißtrauen entgegen. In der Folge wurde daher jeder Mißwachs, jede schlechte Ernte, ja sogar ein magerer Wimmel dem „Pröbler“ auf Schloß Heerbrugg angekreidet, und es fehlte nicht an drohenden Stimmen, „es wäre an der Zeit, den kuriosen Weltverbesserer im erstbesten Schollenloch zu ersäufen“.

Schon früh hatte die „Landwirtschaftliche Gesellschaft des Kantons St. Gallen“ den ideenreichen Karl Völker an die Spitze gestellt. An einer sachkundig aufgebauten Ausstellung gelangten unter anderem auch 30 verschiedene Getreidesorten zur Schau. Später legte man diese Körner in den eben erneuerten Turmkopf der St. Galler St. Laurenzenkirche, wobei Völker die sinnigen Verse beisteuerte:

„So ruhe denn, du kleine Körnersaat  
hoch in der Luft, der Erde ferne,  
zu Ehren dem, der dich gegeben hat  
und über dir läßt wandeln seine Sterne.“



Es tönt der Glockenschlag. — Uns ruft er heim;  
du bleibst der Zukunft Segen für die Erden.  
Bewahre deines stillen Lebens Keim  
den Enkeln, die dich einst empfangen werden."

Mit tiefem Mitgefühl forschte der große Menschenfreund nach den Ursachen der bitteren Armut, unter der die Mehrzahl der Rheintaler litt. Als Grundübel bezeichnete er die Gepflogenheit der Ortsgemeinden, jedem Bürger bei seiner Verheiratung einen „Gemeindeteil“ zu schenken, zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben. „Aber in der Gewißheit, ein Stück Land zu bekommen, heiratet beinahe jeder Lappi mit 21 Jahren und stellt so rasch als möglich eine Schar Kinder in die Welt. Mit Kartoffeln, viel schlechtem Päcklikaffee und spottwenig Milch werden die Kleinen aufgezogen. Die Neun- und Zehnjährigen schickt man sommerüber ins Schwabenland, wo sie bei schlechter Kost und unwürdiger Behandlung Gänse und Rindvieh hüten. Wohl hat man unlängst diese „Schwabengängerei“ verboten. Dafür wird ein Teil der Kinder ins Armenhaus gesteckt, wo sie tagtäglich als Beispiel Leute vor Augen haben, die im Leben gestrandet sind. Den andern Teil „verdingt“ man an Kostgeber, die am wenigsten fordern und in der Folge auch am wenigsten geben. So steht es in unseren Gemeinden. Und niemand nimmt sich das Recht, diesen offenkundigen Unfug mit starker Hand abzustellen.“

## ZEITUNGSMANN, POLITIKER UND KÄMPFER

Schon immer fühlte Völker einen unbändigen Drang in sich, seine Gedanken und Eingebungen zu Papier zu bringen und anderen mitzuteilen. Er verfügte über eine ausgesprochene Begabung, seine Ideen in eine klare, auch dem einfachen Manne leicht eingängliche Form zu kleiden.

Als ihm die Schriftleitung der wöchentlich einmal erscheinenden Zeitung „Der Rheintalerbote“ angeboten wurde, packte Völker mit beiden Händen zu. Ob er nun dem Zeitgeschehen den Puls fühlte oder ob er sich mit politischen Fragen beschäftigte, — immer schrieb er flüssig und anschaulich und stets mit einem kräftigen Schuß Humor. Immerhin vermochten die gehässigen Angriffe und die nicht endenwollende Begeiferung, deren Zielscheibe der grundliberale Professor war, den begeisterten Schriftsteller zu bewegen, in heller Empörung die emsig geführte Feder niederzulegen. In seinem Abschiedsartikel schrieb er sich seinen Groll vom Herzen: „Tag für Tag hat man mir Zuchthaus, Kriminalarrest, Pranger und Prügel angeboten; man hat mich geschöpft und gaderlaßt und mir den Botenlohn für die Staatskasse abgeknöpft.“ Gründe genug, den Rücktritt zu geben.

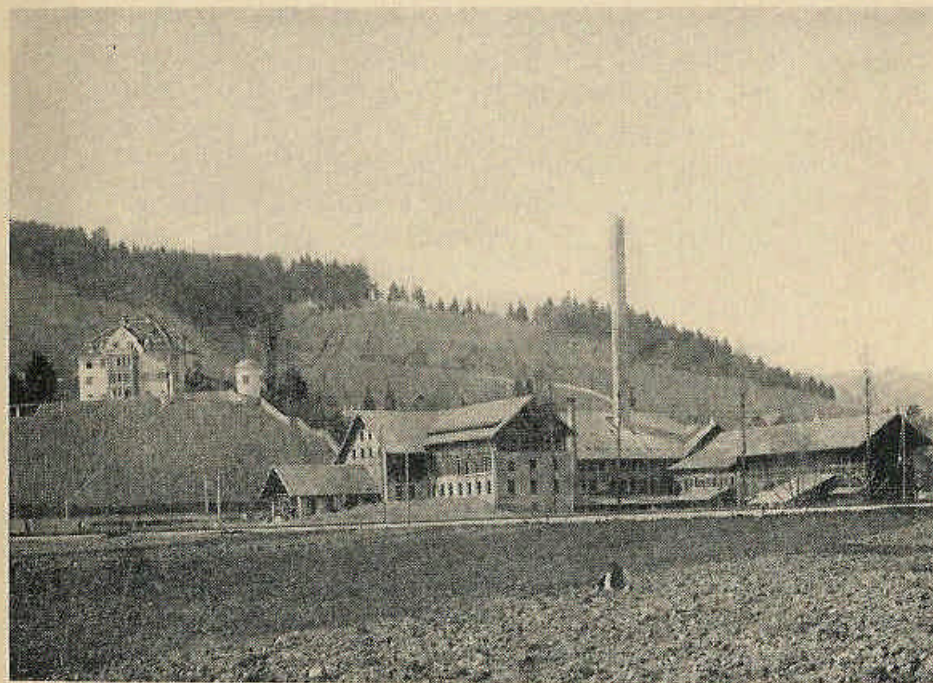
Als Karl Völker 1839 in Heerbrugg sesshaft wurde, hatte der Kanton St. Gallen die Sturm- und Drangperiode der Dreißigerjahre bereits hinter sich gebracht. Unter der straffen Führung des Altstätter Feuerkopfes Gall Jakob Baum-



gartner schlug das noch junge Staatswesen eine entschieden fortschrittliche Gangart an. Auf dem Boden der Eidgenossenschaft aber blieben auch die zähesten Bemühungen, den rückschrittlichen Bundesvertrag von 1815 durch eine zeitgemäßere Hausordnung zu ersetzen, erfolglos. Unversöhnlich standen sich die beiden „historischen Parteien“ — die Konservativen und die Liberalen — gegenüber. Der von Natur aus kämpferisch veranlagte „deutsche Demokrat“ Völker bekannte sich restlos zum Gedankengut der liberalen Partei. 1824 machte man ihn zum Präsidenten des unterrheintalischen Bezirksgerichts; 1846 nahm er Einsitz in den großen Rat, und ein Jahr später erkor man den erfahrenen Schulmann zum Schulinspektor und Mitglied des Erziehungsrates. Um begabten Jünglingen einen praktischen Zeichnungsunterricht zu vermitteln, errichtete Völker auf Schloß Heerbrugg eine Zeichnungsschule, die an jedem Sonntagvormittag den zeichnungsfreudigen älteren Schülern kostenlos offen stand. Unablässig bemühte er sich, dem bös im Argen liegenden Volksschulwesen auf die Beine zu helfen. Ohne je einen Rappen zu fordern, erteilte er Fortbildungskurse für die Lehrerschaft. Alles in allem genommen, scheute er weder Mühe noch Verdruß, um der Volksbildung ein Plätzlein an der Sonne zu erobern.

In Wort und Schrift setzte sich Völker immer und überall für die längst fällige Korrektur des Rheinlaufes ein. Im Schoße des Großen Rates schilderte er mit hinreißender Beredsamkeit die Rheinnot, ihre Ursachen und ihre Be-

kämpfung. Unwillig und voller Mißmut stimmte der Rat endlich dem Bau eines Durchstiches zwischen dem Bruggerhorn und dem Bodensee zu. In den Ratssälen der Oesterreicher aber ging zur selben Zeit der Geist der Verneinung um; der geplante Durchstich blieb auf der Strecke. Dieweil zögerte der ungebärdige Flußlauf keineswegs, um allen denen, die Augen hatten, zu sehen, einen furchtbaren Anschauungsunter-



(Photo Thurnheer, Berneck)

Das Schloß Heerbrugg mit der Ziegelei  
vor der Jahrhundertwende



richt zu erteilen. Jahr für Jahr traten seine trüben Wasserfluten über die haushohen Dämme, überführten das mühsam bebaute Land fußhoch mit Schutt und Schlamm und verwandelten die breite Ebene zwischen Hirschensprung und Staad in einen einzigen wogenden See. Es tat Völker im innersten Herzen weh, daß er mit noch vielen anderen Gutgesinnten machtlos zusehen mußte, wie sein geliebtes Rheintal unaufhaltsam in ein wachsendes Elend versank.

Als sich eingangs der Vierzigerjahre die politische Lage der Schweiz verschärfte, machte sich Völker zum feurigen Anwalt der liberalen Strömungen. Die von überhitzten Liberalen mutwillig vom Zaune gerissenen „Freischarenzüge“ führten zur Gründung eines „Sonderbundes“. Die Frage über dessen Auflösung rief auch im St. Gallerlande einer erbitterten Auseinandersetzung. In einer außerordentlichen Sitzung mußte sich der Große Rat darüber schlüssig werden, ob der Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen sei oder nicht. Am 12. Oktober 1847 hob die Redeschlacht an; am 13. wurde sie erbittert fortgesetzt und 19 Stunden lang ununterbrochen in Gang gehalten. In der Morgenfrühe des 14. Weinmonats entschied der Rat mit 76 gegen 73 Stimmen, „es sei im Notfall mit Waffengewalt gegen den Sonderbund einzuschreiten“. Die Würfel waren gefallen; dem Bürgerkrieg konnte nicht mehr ausgewichen werden. Vierzehn Tage später erging das militärische Aufgebot an alle Wehrpflichtigen. Da richtete der damals 51jährige Karl Völker ein Gesuch an Landammann Hungerbühler, in dem es hieß:

„Ich würde mich schämen, wenn ich, — nachdem ich gegen den Sonderbund soviel geschrieben und gesprochen habe, — beides aus vollster Ueberzeugung und voll aufrichtiger Liebe zu Land und Volk, — ich würde mich schämen, nun, da es zum entscheidenden Kampfe kommen soll, — die Hände feige in den Schoß zu legen. Krieg ist gewiß nicht meine Lust. Gott weiß es! Ich kenne die Greuel; ich habe sie alle miterlebt, und es schaudert mich vor ihnen, wenn ich nur an sie denke. Aber wir können nun einmal diesem Kampf nicht aus dem Wege gehen. Nach sattsamer Ueberlegung aller Gründe und Umstände habe ich mich daher entschlossen, als Freiwilliger in die Reihen der eidgenössischen Truppen zu treten.“ Sein Gesuch wurde bewilligt. Mit der Bündner-Kompagnie Möli zog der bärtige Soldat Völker ins Feld. Mit Stolz trug er den Stützen mit sich, der ihn in jungen Jahren in die Befreiungskämpfe gegen Napoleon Bonaparte begleitet hatte. In langen Märschen rückte die Truppe in die Inner-schweiz vor. Bei Meierskappel bezog sie eine Ausgangsstellung zum Sturm auf Luzern. Auf die Patronentasche gestützt, schrieb Völker seine Kriegsberichte an den „Bote am Rhein“, damit man in seiner Heimat Kunde erhalte, was gespielt wurde. Sein Regiment kam indessen nicht ins Feuer. Aber in einer der bitterkalten Novembernächte zog sich Völker eine heftige Erkältung zu, sodaß er den sieghaften Einzug in Luzern halbwegs „marode“ mitmachen mußte. Der als Schlachtenbummler anwesende württembergische Oberst Schäfer erkannte den ehe-



maligen Tübinger Turnlehrer und nahm ihn in seinem Wagen mit nach Zürich. Mit der Post reiste alsdann der von einem bellenden Husten geplagte Soldat Völker nach Hause, wo es noch einer vierzehntägigen „Roßkur“ bedurfte, ehe er wieder völlig „auf dem Strumpfe“ war. Daß der Politiker Völker für seinen Standpunkt das Leben in die Schanze schlug, nötigte auch einem Teil seiner Gegner — deren Zahl keineswegs klein war — hohe Achtung ab.

### SCHRITTMACHER DER RHEINTALER EISENBAHN

Der Sonderbundskrieg hatte die Bahn frei gemacht zur Einführung der fortschrittlichen Bundesverfassung von 1848. Die Wellen der politischen Erregung glätteten sich mit der Zeit. In beiden Lagern besann man sich wieder mehr auf das Einigende als auf das Trennende. Der mächtig einsetzende wirtschaftliche Auftrieb brachte es mit sich, daß man auch im Schweizerland an den Bau von Eisenbahnen heranging. In der östlichen Schweiz bildete sich eine „Südostbahn-Gesellschaft“, die unter anderem die Errichtung einer Bahnlinie vom Bodensee nach Chur ins Auge faßte.

Karl Völker erinnerte sich an das Jahr 1825, als er die „Jungfernfahrt“ der von Stephenson konstruierten ersten Lokomotive mitmachte. Tausende und abertausende von Zuschauern waren herbeigeströmt, um das erwartete Schauspiel nicht zu verpassen, wie der neumodische „Dampfwagen“ mit großem Getöse in die Luft flog. Aber nichts dergleichen geschah; stolz

brauste der aus 21 Personen- und 12 Güterwagen bestehende Zug daher und erweckte eitel Staunen und Bewunderung. Völker gehörte zu denjenigen, die die welthistorische Bedeutung dieses Ereignisses voll einzuschätzen wußten.

In einer aus der eigenen Tasche bezahlten Schrift verbreitete sich der eisenbahnbesessene Professor über die geplante Rheintalerbahn: „Man spricht und schreibt jetzt fast nichts mehr als von Eisenbahnen. Einige meinen, sie seien ein Unglück; andere nehmen sie als ein notwendiges Uebel; ein großer Teil des Volkes aber betrachtet sie als mächtigen Fortschritt für die gesamte Menschheit. — Wir wollen doch nicht mit gebundenen Händen zusehen, wie rings um uns der schaffenden Kraft des Menschen durch die Kraft des Dampfes Flügel gegeben wird. Nein, liebe Mitbürger, und abermals nein! Wird die Bahn diesseits des Rheins nicht gebaut, spricht die hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie jenseits des Rheines, auf österreichischem Boden, angelegt wird. Damit würde unser Land vom unmittelbaren europäischen Verkehr abgeschnitten. — Mancher sagt: Woher will man das viele Geld nehmen? Zugegeben, — 25 Millionen Schweizerfranken sind keine Kleinigkeit! Aber es muß einer nicht reich, — nicht einmal wohlhabend sein, um wenigstens einen Anteilschein von 500 Fr. zu zeichnen. Wir wissen ja: Die Mehrzahl gibt nicht gern, wenn nicht irgendein Gegenwert geleistet wird. — Ein solcher Gegenwert aber wird sich einstellen: Der allgemeine Verkehr erfährt eine neue Belebung; die ganze Bevöl-



kerung wird an Wohlhabenheit zunehmen; der Bauer wird seinen Wein, seine Erdäpfel, den Mais und das Obst rasch und billig auf den Markt bringen können; und die Schollenlöcher werden zu Goldgruben." — Mit dieser aufrüttelnden Schrift ließ es Völker nicht bewenden; er scheute die Mühe nicht, jede Gemeindebehörde persönlich aufzusuchen, um sie zur Zeichnung von möglichst vielen Anteilscheinen zu gewinnen.

Der Bau des rheintalischen Schienenweges wurde einer englischen Gesellschaft anvertraut. Deren Oberingenieur Pickering führte im „Bauhof“ bei Zizers ein Herrenleben und kümmerte sich herzlich wenig um die zweckmäßige Ausführung der Bauarbeiten. Im Laufe des Jahres 1855 reiste Völker in Begleitung eines ehemaligen Zöglings seines Institutes nach Chur. Anlässlich einer Besichtigung der bereits erstellten Anlagen fiel der Name „Pickering“. Da schlug der Engländer die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ums Himmelswillen! Da seid ihr aber in saubere Hände geraten!“ Hierauf erzählte der Gast seinem Professor, Pickering sei in England wegen liederlichem Bahnbau gerichtlich bestraft worden. Nach seiner Heimkehr alarmierte Völker den „Kleinen Rat“. Dieser schickte dem sorglos schlemmenden Oberingenieur eine Untersuchungskommission auf den Hals, die einwandfrei feststellte, daß tatsächlich über die Maßen liederlich gebaut worden war. Pickering wurde fristlos entlassen; auch mit der englischen Finanzgesellschaft kam es zum Bruch. Die Südostbahn verlor bei die-

sem bemühenden Handel mehr als anderthalb Millionen Franken. Die Sache wäre aber noch viel schlimmer geworden, hätte man dem grossen Schwindler Pickering nicht vorzeitig sein Handwerk gelegt.

Als der Eisenbahnbau der Vollendung entgegenging, setzte zwischen den einzelnen Siedlungen ein regelrechter Wettlauf ein zur Erlangung eines „Stationshofes“. Das abseits der großen Heerstraße liegende Berneck war entschlossen, eine Station wenigstens in erreichbare Nähe zu bekommen. Verhandlungen mit dem benachbarten Au zerschlugen sich. Sofort wurde das „Schollenloch“ Heerbrugg mit seiner Handvoll Häuser in den Vordergrund geschoben. Völker setzte sich mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit ein und schenkte den Berneckern den Boden für einen Bahnhofplatz. Da auch Rebstein, Widnau und Diepoldsau den Berneckern „Schützenhilfe“ leisteten, gelang es ihnen, den Balgachern die im „Mühlacker“ angestrebte Station abzujagen. Heerbrugg erhielt seinen „Auf- und Absteigeplatz“. — Am Tage der Einweihung, — man schrieb den 30. Juni 1858, — ließ Völker eine schier unübersehbare Menge von Lastfahrzeugen aller Art auffahren, um darzutun, welch großes Maß von Anstrengung der Bahnbau erfordert hatte. Und als spät abends der Zug von Chur her talwärts fuhr, erstrahlte das Schloß Heerbrugg im Glanze eines künstlichen Lichtermeers. Der Schloßherr freute sich, daß seine Bemühungen so köstliche Früchte gezeitigt hatten.



## LETZTE HEERBRUGGERJAHRE

1856 verlor Karl Völker seine getreue Weggefährtin nach 35jähriger gemeinsamer Wanderschaft. Um der ihn bedrückenden Einsamkeit zu entgehen, entschloß sich der immer noch rüstige Sechziger, um die Hand der mehr als 40 Jahre jüngeren Pflügetochter seines Churer Schwagers Jecklin, — Margaretha Flury, — anzuhalten. Ohne im geringsten zu zögern, gab ihm die voll erblühte Jungfrau das beglückende Jawort.

Kurz nach der Verlobung folgte der Professor dem dringenden Wunsch früherer Schüler und begab sich nach England. Wo er hinkam, begegnete man ihm mit hoher Verehrung und überhäufte ihn mit Beweisen großzügiger Gastfreundschaft. Anlässlich einer großen Kunstausstellung wies man dem ehemaligen „deutschen Professor“ den Ehrenplatz neben der würdevollen Königin Viktoria an, mit der sich der Vollblutdemokrat ausgezeichnet unterhielt. Wenige Tage darauf überrumpelte ihn eine schwerreiche Engländerin mit einem regelrechten Heiratsantrag, den der überraschte Völker selbstredend in geziemender Form ablehnte. Nachdem der allseits verehrte Gast dem nach ihm ausgeworfenen Liebesnetz glücklich entronnen war, durchstreifte er an der Seite guter Freunde das Inselreich in allen Richtungen und genoß Land und Leute in vollen Zügen. Dann schied er von der Insel, die ihm vorzeiten eine sichere Herberge gewährt hatte und reiste über Holland in das st. gallische Rheintal zurück. Seine junge Braut unterließ es nicht, das Schloß

Heerbrugg in ein reizvolles Blumengewand zu kleiden. Wenige Tage darauf wurde das ungleiche Paar im Kirchlein von evangelisch Rebstein getraut. Die festliche Hochzeitstafel in den „Drei Eidgenossen“ zu Berneck vereinigte eine geistvolle Freundesschar, die das frohe Ereignis mit sprühendem Witz und heiterer Geselligkeit feierte.

Da seine erste Ehe kinderlos geblieben war, mußte Völker das halbe Frauenvermögen flüssig machen, was ihm nicht wenig Mühe bereitete. Vor Jahren hatte Völker in Chur eine Pulvermühle erworben. Nach Jahresfrist flog eine der drei Pulverstampfen in die Luft, was einen beträchtlichen Schaden zur Folge hatte. Die neue Bundesverfassung von 1848 erklärte die Herstellung und den Handel mit Sprengstoffen zur Sache des Bundes. Infolgedessen war Völker gezwungen, die Pulvermühle um einen lächerlich niedrigen Preis zu verkaufen. Von einer Entschädigung durch die Bundeskasse war keine Rede. Um sich neue Einnahmen zu verschaffen, kaufte Völker gemeinsam mit seinem Schwager Kuster eine Tonwarenfabrik. Kurz nach der Geschäftsübernahme starb der Teilhaber; beim Verkauf erwuchs den Inhabern ein Verlust von 126 000 Fr., von denen Völker die Hälfte zu tragen hatte. Da auch die Landwirtschaft des Schloßgutes Heerbrugg und die mit ihr verbundene Ziegelhütte nur ganz geringe Erträge abwarfen, geriet Völker in eine beängstigende finanzielle Bedrängnis. Glücklicherweise erhielt der bekümmerte Mann ausgerechnet in diesen schweren Tagen den Besuch eines



ehemaligen Zöglings aus England. Der Professor offenbarte dem Gast seine mißliche Lage. Nach dessen Rückkehr in die Heimat veranstaltete dieser in aller Stille eine Geldsammlung und konnte seinem verehrten Lehrer nach 14 Tagen schon eine Tausendpfundnote schicken, womit für einmal die größte Not behoben war. Der Schloßherr atmete auf und schrieb in sein Tagebuch: „Tränen der Rührung über soviel unbegrenzte Dankbarkeit rollten über meine Wangen“.

Es währte nicht lange, legten etliche begüterte „Ehemalige“ die Summe von 29 000 Schweizerfranken zusammen, die sie zur Auszahlung einer jährlich auszurichtenden Leibrente in einem schweizerischen Bankhause deponierten. 33 Jahre lang floß dieser Quell der dankbaren Verehrung und hat dem alternden Völker den Lebensabend wärmend durchsonnt.

Allmählich wurde Völker des geschäftlichen Treibens müde. Er faßte den Entschluß, das Schloßgut zum Verkaufe auszuschreiben. Bald klopfte ein nicht mehr ganz junger Mann an die Türe: Jakob Schmidheiny, der in der „Weiersegg“ ob Balgach eine bescheidene Weberei betrieb. Der überraschte Völker schenkte dem Kauflustigen gleich anfangs klaren Wein ein: „Kaufsumme 135 000 Fr.; Anzahlung 10 000 Fr.; der Rest ist in 9 Jahresraten bei 4prozentiger Verzinsung zu entrichten.“ Erschrocken wollte sich der beinahe mittellose Schmidheiny zurückziehen, denn woher sollte er die Summe von 10 000 Fr. nehmen? Großmütig räumte ihm Völker eine 14tägige Bedenkzeit ein und zeigte ihm das Be-

sitztum vom Keller bis unter das Dach, „damit Schmidheiny in keinem Fall eine Katze im Sack kaufen mußte“. Durch einen Glücksfall kam der kauflustige Schmidheiny zu außerordentlich günstigen Bedingungen in den Besitz der Anzahlungssumme. Am 2. Jänner 1867 hielt er den amtlich abgestempelten Kaufbrief in den Händen. Völker behielt vorerst noch die Wohnung im 2. Stock und betrieb auch noch die Ziegelhütte, wie wenig sie ihm auch eintrug.

1870 traf Völker die Vorbereitungen zum endgültigen Auszug aus dem Schloßgut Heerbrugg, in dem er mehr als drei Jahrzehnte verbracht hatte.

#### LEBENSABEND

Voll Freude darüber, daß ihm die drückende Last des Schloßgutes Heerbrugg abgenommen war, bezog das Ehepaar Völker ein neues Haus unweit des „Löwen“ in Altstätten. Der immer noch erstaunlich frische Mann gedachte, in seinem Bürgerort seine Tage zu beschließen. Er benutzte seine Mußezeit zur Abfassung zahlreicher Schriften, die sich mit naturwissenschaftlichen Dingen beschäftigten. Bald gruppierte sich um den geselligen Mann ein kleiner Kreis Gleichgesinnter, der nach des Tages Mühen bei einem Glase schäumenden Biers oder einem ehrbaren Trunk guten Weines bei angeregtem Gespräch zusammensaß und sich an lauen Sommerabenden auch etwa zu einem kurzweiligen Kegelschub verstieg.

Auch der zweiten Ehe Völkers blieben Kinder versagt. Da entschloß sich das Paar, eine



mutterlose Waise an Kindesstatt anzunehmen. Das Mädchen Fanny wuchs munter heran und wurde unvermerkt zum Sonnenschein des Hauses.

Das geruhsame Dasein Völkers wurde leider des öfters in gröblicher Weise zerstört. Zweimal stürzten rohe Bubenhände den eisernen Gartenhag samt dem steinernen Sockel um. Und eines Abends flog zu später Stunde ein mit Kot beschmierter Holzklotz hart am Kopfe des in seinem Lehnstuhl sitzenden Hausherrn vorbei, mitten in die Wohnstube. Wohl erhob Völker bei der Behörde Klage; aber die Täter konnten nie ausfindig gemacht werden. Da bekam er die beschämenden Umtriebe satt, verkaufte sein schönes Haus mit 3500 Fr. Verlust und verließ wehen Herzens seinen Bürgerort, — „das heimische, unheimliche Altstätten“. Wie sein Freund Dr. Jacob Laurenz Sonderegger, verlegte er seinen Wohnsitz nach St. Gallen. Aber die Sehnsucht nach dem offenen Lande ließ ihn bald Ausschau halten nach einer anderen Wohnstätte. Eine glückliche Fügung führte ihn ins tannengrüne Toggenburg, wo er im Dorfe Kappel ein kleines, für seine Verhältnisse wie gemachtes Haus erwerben konnte. Auch hier ruhte und rastete der alte Professor keineswegs. Jede Woche versorgte er die in Wattwil erscheinende „Toggenburger Zeitung“ dreimal mit zugkräftigen Artikeln. Winterüber hielt er vor einer mehr als 200 Köpfe zählenden Hörschaft volkstümliche Vorträge über Fragen aus allen Wissensgebieten. Die schlichte Bevölkerung seiner Wahlheimat schätzte den leut-

seligen und grundgescheiten „Professor“, der sich in ihrer Mitte wirklich zu Hause fühlte.

1878 überschritt Völker die Schwelle seines 84. Lebensjahres. Mehr und mehr traten bei dem bis anhin so kerngesunden Manne allerlei Altersbeschwerden unliebsam in Erscheinung. Die Zukunft seiner noch verhältnismäßig jungen Frau und der Pflgetochter erfüllte ihn mit Sorgen. In einem rührenden Briefe wandte er sich an seine englischen Gönner und erlebte die freudige Genugtuung, daß nach seinem Ableben die ihm jährlich ausgerichtete Leibrente ungeschmälert den beiden Frauen zukommen sollte. Ueber das hinaus verschafften die ehemaligen Zöglinge ihrem hochverehrten Erzieher immer wieder ansehnliche Geldmittel, damit er Heilbäder aufsuchen, Aerzte konsultieren und alles vorkehren konnte, was seiner gestörten Gesundheit frommte. Dr. Jacob Laurenz Sonderegger bemühte sich persönlich nach Kappel, um seinem lieben Freunde beizustehen.

Lichtblicke in seine schmerzvollen Krankheitstage brachten zahlreiche Ehrungen. Im Sommer 1883 überreichte ihm die Turngemeinde Tübingen eine künstlerisch ausgeführte Urkunde, in der es unter anderem hieß: „In Anerkennung der hohen und unvergeßlichen Dienste, die Sie sich um die Einführung und Pflege des deutschen Turnens im Geiste des Turnvaters Jahn in unserer Stadt erworben, haben wir Sie zu unserem Ehrenmitglied erkoren“. Auch schweizerische Turnervereinigungen erinnerten sich des bahnbrechenden Kämpen und versäumten nicht, ihm ihre aufrichtige Dankbarkeit kundzu-



tun. Mit 83 Jahren begann Völker mit der Aufzeichnung seiner „Lebenserinnerungen“, die er ein Jahr vor seinem Tode mit zittrigen Schriftzügen also beendete: „Sie sind begraben alle, mit denen ich gewaltet und gelebt“. Am 2. Oktober 1884 verschied der müde gewordene Greis ohne Todeskampf in den Armen seiner Lieben. Sein Grabhügel bedeckte sich mit herrlichen Kränzen in den Farben der scheidenden Natur, aus denen die prachtvollen Blumengewinde der Bündner Kantonsschule und des Bürgerturnvereins Chur herausstachen.

#### RÜCKBLICK

Karl Völker hatte lange genug gelebt, um den in der Mitte des 19. Jahrhunderts sich anbahnenden Umschwung des wirtschaftlichen Lebens voll und ganz zu ermessen. Wie begeistert er die mächtig aufholende Technik begrüßte, so klar erkannte er ihre großen Gefahren, die das Kraffteld des geistigen und sittlichen Lebens bedrohten. Nicht umsonst setzte er an den Anfang seiner Erinnerungen die sinnvollen Worte:

„Sittliche Kraft nur bedingt das gedeihliche Leben des Staates; schwindet die Tugend im Volk, . . . eilt es dem Abgrunde zu!“

Völker hat in seinem langen Leben mehr als einen Markstein gesetzt: Er war es, der auf Schweizerboden wesentlich zur Einführung und Pflege des deutschen Turnens beigetragen hat; er hat mit der Entwässerung der „versauerten“ Wiesböden eine Melioration im Kleinen angebahnt; er schuf mit seiner einfachen Zie-

gelhütte die Keimzelle, aus der sich später die Heerbrugger Ziegeleibetriebe entwickelt haben; er ermöglichte durch seine Bodenschenkung die Entstehung der Bahnstation Heerbrugg; er war der unentwegte Schrittmacher der Rheinkorrektion. Ein schlechter Haushalter seiner eigenen Unternehmungen, opferte er unbesehen beträchtliche Mittel zur Förderung der Volkswohlfahrt und wurde nie müde, dem einfachen Volke eine bessere Schulung zu vermitteln. Karl Völker war ein Sämann im vollsten Sinne des Wortes.

Zeit lebens ein jähler Streiter für Freiheit, Fortschritt und Recht, mußte er in jungen Jahren seine angestammte Heimat fluchtartig verlassen; seiner liberalen Gesinnung wegen hatte er in seiner schweizerischen Heimat unsagbar viel Unbill, Anfeindung und Undank zu erdulden. Aber all' dem zum Trotz blieb der „deutsche Demokrat“ seiner Weltanschauung treu. „Ist es nicht etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig werden kann in einer Welt, da die Geschmeidigen und Feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden und denen die Welt gehört?“



Quellen:

Völker Karl: Lebenserinnerungen. — Handschrift auf der „Vadiana“.

Pieth Friedrich: Flüchtlinge in der Restaurationszeit. St. Gallen.

Dierauer Johannes: Politische Geschichte des Kantons St. Gallen.

Hühnerwadel Walter: Allgemeine Geschichte vom Wienerkongreß bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges.

Treitschke Heinrich: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.

Curti Theodor: Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert.

Boesch Jakob: Die Anfänge der Eisenbahn im Rheintal.

Festschrift des Bürgerturnvereins Chur.

Diverse Zeitungsausschnitte.